



Rede
der Präsidentin

**Heimat – wie sie entsteht
und warum wir sie brauchen**

am 24.10.19

Forum Südkurier, Tonhalle Villingen-Schwenningen

Liebe Gäste

ich freue mich hier zu sein. Schön, dass Sie so großes Interesse an diesem spannenden Thema haben.

Sehr geehrter Herr Dr. Kubon, sehr geehrter Herr Trippl,

vielen Dank für die Einladung. In diesen Dank schließe ich meinen Kollegen Karl Rombach mit ein. Er hatte schon von anderthalb Jahren die ersten Fühler ausgestreckt und mich auf diesen Festakt aufmerksam gemacht. Ich begrüße auch meine Kollegin Martina Braun. Liebe Martina, lieber Herr Rohmbach, schön, dass ihr da seid.

Und natürlich gratuliere ich dem Geschichts- und Heimatverein Villingen zum 50-jährigen Bestehen.

Dass Sie dieses Jubiläum zum Anlass für eine Auseinandersetzung mit „Heimat“ nutzen, zeigt, dass Sie am Puls der Zeit arbeiten. Der Begriff „Heimat“ hat Konjunktur. Aber seine Bedeutung ist vielschichtig.

Ich bin sicher: Wenn ich Sie fragen würde, was Sie unter Heimat verstehen: Sie würden mir ganz unterschiedliche Antworten geben. Ich bin auch schon sehr gespannt was die Podiumsteilnehmer zum Thema sagen werden. Und ich freue mich auf die Begegnung mit Ihnen, meine Damen und Herren. Ich bin sicher, dass der Abend zu vielen spannenden Gesprächen anregen wird.

Liebe Gäste,

es heißt nicht umsonst, dass wir „Heimat-Gefühle“ hegen und pflegen.

Heimat ist ein emotionaler Begriff. Sie fragen sich daher vielleicht, warum heute eine Politikerin zu Ihnen spricht.

In den kommenden Monaten leite ich als Landtagspräsidentin Sitzungen, in denen die Abgeordneten über den Haushalt entscheiden. Wir gehen akribisch

Ministerium für Ministerium durch, um festzulegen: Wofür gibt die Landesregierung in den nächsten zwei Jahren Ihr Steuergeld aus. Als Präsidentin muss ich dafür sorgen, dass die Debatten möglichst sachlich verlaufen.

Als Politikerinnen und Politiker sind wir gefordert, die Aufstellung eines 50 Milliarden-Haushaltes nicht allein durch die Controlling-Brille zu sehen. Wir sollten immer auch darüber nachdenken, welche Wirkung unsere Entscheidungen auf das Lebensgefühl der Bürgerinnen und Bürger haben. Auf dieser emotionalen Ebene finden wir dann auch Anknüpfungspunkte – um nicht zu sagen Arbeitsaufträge – rund um die Debatte, was Heimat ausmacht.

Dazu ein Beispiel: Das Umfrageinstitut Allensbach hat vor einigen Monaten ermittelt, wodurch Menschen ihre Heimat in Gefahr sehen. Die häufigste Antwort mit 78 Prozent war „Die Schließung alteingesessener Geschäfte“. Warum ist das das Top-Thema? Der Traditionsbäcker, die Familienmetzgerei, die Postfiliale, das Gasthaus im Ortskern sind auch soziale Treffpunkte. Gehen sie verloren, sinkt die Lebensqualität. Auf dem Papier – gemessen an Kennzahlen wie Wirtschaftskraft, Steueraufkommen, Arbeitsplätzen – mag es im Ort an allem stimmen. Aber wenn sich die Menschen im Alltag kaum mehr begegnen, verflüchtigt sich Gemeinschaft. Dann geht die Seele eines Ortes verloren. Positiv formuliert: Heimat braucht Austausch mit anderen. Das zu ermöglichen, indem wir soziale Räume und Infrastruktur erhalten oder neu schaffen, darin liegt der konkrete Auftrag für „Heimat“-Politik.

Auch der Landtag leistet dazu einen Beitrag. Seit drei Jahren reisen wir mit der Veranstaltungsreihe „Wertsachen – was uns zusammenhält“ durch Baden-Württemberg. Wir rücken dabei einzelne Artikel unseres Grundgesetzes ins Zentrum. Wir diskutieren mit jeweiligen Fachleuten und mit dem Publikum. Zum Beispiel darüber: Was bedeutet Religionsfreiheit in

einer sowohl säkularen als auch multireligiösen Gesellschaft? Wie bekämpfen wir Diskriminierung aufgrund äußerer Merkmale? Welche Konsequenzen sollten wir aktuell aus dem Grundsatz ziehen: „Die Bundesrepublik ist nicht nur ein demokratischer, sondern auch ein sozialer Bundesstaat“. Und natürlich auch darüber: Wie leben wir in unserem Alltag den wunderbaren ersten Artikel unserer Verfassung „Die Würde des Menschen ist unantastbar“?

Mein Eindruck ist, dass zu diesen Foren ganz unterschiedliche Menschen zusammenkommen. Menschen, die man auf den üblichen Parteiveranstaltungen nicht sieht. Menschen, die ein starkes Bedürfnis nach Austausch haben: Und zwar nach einem Austausch zu den grundlegenden Fragen: Was macht uns als Gesellschaft aus, was sind unsere gemeinsamen Grundwerte und wie machen wir sie für alle verbindlich?

Und so definiere ich auch für mich persönlich Heimat. Heimat ist für mich da, wo ich mit anderen Menschen die gleichen Werte teile. Diese Heimat habe ich in Stuttgart gefunden: Für mich ist dabei entscheidend, dass ich meine Nachbarin Ute um Hilfe bitten kann, wenn mein Sohn Panik vor einer Mathearbeit hat und ich in Terminen stecke. Für mich ist entscheidend, dass wir in einem Quartier leben, in dem wir unseren Nachbarn begegnen und uns wertschätzen. Und für mich ist es entscheidend, dass ich mich gesellschaftlich akzeptiert fühle, und mich engagieren kann.

Dieses positive Lebens- und Heimatgefühl, das ich mit vielen Stuttgarterinnen und Stuttgartern teile, ist nicht einfach so entstanden. Es ist auch Ergebnis einer Politik, die verstanden hat, dass Vielfalt ein Gewinn ist. Ein Gewinn an Lebensart und Wirtschaftskraft, der umso größer ausfällt, wenn man Veränderung aktiv steuert.

In Stuttgart sind die Verantwortlichen einen anstrengenden, aber erfolgreichen Weg gegangen. Der frühere Oberbürgermeister Manfred Rommel – und seine Nachfolger – haben erkannt, dass das Wachstum der

Stadt auch ihren Charakter verändern wird. Sie haben vorausschauend aus Stuttgart ein Gemeinwesen entwickelt, dessen Markenzeichen Weltoffenheit ist. Konkret hieß das: Die städtische Wohnungsgesellschaft hat etwa darauf geachtet: dass gemischte Hausgemeinschaften entstehen, dass sich die Vielfalt der Stadtgesellschaft auch in den einzelnen Vierteln zeigt. Im Ergebnis haben sich die jeweiligen Interessen einzelner Gruppen – hier die Alteingesessenen, dort die Zugewanderten – zum Interesse aller verbunden, dass das Leben im gemeinsamen Quartier gut funktioniert.

Meine Damen und Herren, zusammengefasst kann man sagen: Gemeinschaft zu schaffen in einer Stadt mit Menschen aus über 170 Nationen ist gelungen im Geist des Grundgesetzes: Durch den Mut, Unterschiede zu akzeptieren und die Vielfalt von Lebensentwürfen bewusst zu leben.

Das ist im Übrigen die größte Stärke des Grundgesetzes: Es bietet einen festen Rahmen an Grundwerten, an die alle sich halten müssen. Aber dieses Fundament ist breit und bietet viel Freiraum: Wenn das Grundgesetz von Religionsfreiheit spricht, dann sind alle Religionen gemeint. Wenn es Meinungsfreiheit definiert, dann akzeptiert es gegenteilige Weltanschauungen – solange sie nicht die verfassungsmäßige Ordnung selbst in Frage stellen. Würde spricht die Verfassung allen Menschen zu – und eben nicht nur den eigenen Staatsbürgerinnen und –Bürgern.

Meine Damen und Herren, das Grundgesetz ist getragen von einer Haltung des gegenseitigen Respekts. Auf den Alltag angewendet ist es eine Blaupause für ein nicht konfliktfreies, aber funktionierendes Zusammenleben in einer vielfältigen Gesellschaft.

Und deshalb sage ich auch ganz bewusst: „Ja, mir bietet das Grundgesetz auch Heimat“. Dabei geht es mir um mehr als die Sammlung von 146 Artikeln. Ich spreche von einem Wertesystem. Auf dieses Grundgesetz können wir mit Recht sehr stolz sein. Erstaunlicherweise höre ich dies im

Ausland viel öfter als bei Terminen im Land. Wir Deutsche verkneifen uns diesen Stolz. Ich halte das für falsch. Denn, wir brauchen auch eine emotionale Auseinandersetzung darüber, was Heimat bedeutet und auf welchen Werten sie gründet.

Natürlich müssen wir gründlich durchdenken: Was ist die richtige Form und Dosis von Stolz, gerade auch von Nationalstolz? Wie schaffen wir es, dass der Heimatbegriff nicht missbraucht wird. Nämlich dazu, vor allem zu definieren, wer oder was nicht dazugehört bzw. weniger wert ist. Die Antwort – und wo lässt sich das besser ausführen als beim Jubiläum eines Geschichts- und Heimatvereins – lässt sich geschichtlich herleiten. Auch dazu ein Beispiel: Gemeinsam mit Hermann Bausinger – emeritierter Professor für empirische Kulturwissenschaft an der Uni Tübingen – habe ich einen Gesprächsband mit dem Titel „Heimat. Kann die weg?“ veröffentlicht. Bei der Gestaltung des Buchcovers haben wir uns für die Farben Schwarz-Rot-Gold entschieden – obwohl zumindest das Milieu meiner politischen Heimat mit dem Schwenken von Deutschland-Fahnen fremdelt. Und zwar nicht zuletzt auch deshalb, weil nationalistische Strömungen diese Symbole missbrauchen. Schwarz-Rot-Gold zum Beispiel bei Pegida ist geschichtsvergessener Betrug: Schwarz-Rot-Gold, das waren die Farben der ersten deutschen Demokratiebewegung und der Verfassung von 1848. Schwarz-Rot-Gold, das waren die Farben der Weimarer Demokratie und der Kräfte, die sie verteidigten. Historisch stehen die Farben – aber das muss ich Ihnen nicht sagen – für ein Aufbegehren gegen eine autokratische Obrigkeit. Sie stehen für Aufbruch und Freiheit. Für historische Linien, die zu unserem Grundgesetz führen. Umso stärker sollten wir uns gegen Vereinnahmungsversuche wehren und uns derart wichtige Symbole von Rechtsextremisten nicht wegnehmen lassen.

Meine Damen und Herren, ein historisch geerdeter und gleichzeitig moderner Heimatbegriff braucht beides: Einen Verfassungspatriotismus der Vernunft: Der gesunde Menschenverstand sagt uns, dass wir einen offenen

Heimatbegriff brauchen, um als vielfältig zusammengesetzte Gesellschaft Erfolg zu haben. Aber die gemeinsamen Grundwerte unserer Verfassung müssen auch das Herz ansprechen, auch die Emotionen, die sich an gemeinsame Zeichen wie Nationalfarben oder -Hymne heften. Ich ziehe daraus den Schluss, dass wir als Gesellschaft mehr Mut zum Pathos haben sollten. Menschen streben nach Orientierung, umso mehr je schneller sich die Welt um sie herum verändert. Ein Patriotismus für eine Republik, die nicht nur auf Recht und Gesetz ruht, sondern auch auf der Identifikation mit gemeinsamen, universellen Werten, kann diese Orientierung bieten.

Man könnte auch sagen: Wir brauchen eine Leitkultur. Ich benutze dieses Wort sehr ungern. Denn die erste Assoziation, die es hervorruft, sind unsägliche Kampagnen, die ausgrenzten, um einen politischen Geländegewinn zu erzielen.

Aber auch hier lohnt ein Blick in die Geschichte. Woher kommt der Begriff eigentlich? Prof. Bassam Tibi begründete erstmals 1996 die Notwendigkeit einer „Leitkultur“ dadurch, dass in Deutschland Identität durch Herkunft definiert sei. Der Stammbaum entscheide, ob man dazu gehört – was in seinem Fall bedeute, dass man ihn als Syrer sehe, der in Aleppo geboren wurde und nicht als Göttinger Wissenschaftler, der er ist. Das faktische Einwanderungsland Deutschland biete Zuwanderern damit keine Identität. Das behindere die Ausbildung eines gemeinsamen Bewusstseins als Gemeinschaft. Und das erhöhe die Gefahr von Parallelgesellschaften. Prof. Tibi hält daher einen Wertekonsens für unerlässlich – als Klammer zwischen allen in Deutschland lebenden Menschen, unabhängig von ihrer Religion, Ethnie oder Ursprungskultur. Ich zitiere seinen damaligen Aufsatz in der Zeitschrift „Das Parlament“: „Diese Werte müssen der kulturellen Moderne entspringen, und sie heißen: Demokratie, Laizismus, Aufklärung, Menschenrechte und Zivilgesellschaft.“

Auch diese Idee spinnt einen roten Faden unserer Geschichte weiter. Am 4. Juli 1848 erklärte der Abgeordnete Wilhelm Jordan in der Frankfurter Paulskirche vor der Deutschen Nationalversammlung – ich zitiere: „Jeder ist ein Deutscher, der auf deutschem Gebiet wohnt ... Die Nationalität ist nicht mehr begrenzt durch die Abstammung und die Sprache, sondern ganz einfach bestimmt durch den politischen Organismus. Die Engländer, Schotten und Iren bilden alle zusammen eine Nation. Sie fassen sich zusammen zur britischen Nation, und mit demselben Recht können wir sagen: Alle, welche Deutschland bewohnen, sind DEUTSCHE, wenn sie auch nicht Deutsche von Geburt und Sprache sind. (...) Wir erheben das Wort Deutscher zu einer höheren Bedeutung.“

Diese Worte aus dem Jahr 1848 treffen ziemlich genau die Vorstellung unseres Grundgesetzes von einer Heimat in Vielfalt. Die historischen Anknüpfungspunkte für eine Heimat in Vielfalt sind in kaum einem anderen europäischen Land so stark.

Meine Damen und Herren, Sie können sich das bildlich vor Augen führen, wenn Sie das nächste Mal nach Stuttgart kommen: Im Haus der Geschichte betreten Sie als erstes eine Landkarte von Baden-Württemberg. Zeigt sie den Zustand vor 200 Jahren, dann stehen Sie auf einem Flickenteppich. Sie laufen sinnbildlich über: Vorderösterreich, Baden und Württemberg, preußische Gebiete und Territorien freier Reichsstädte und Kleinfürstentümer. Zeitgenossen haben das als Zersplitterung empfunden. Aus heutiger Sicht war es jedoch ein Glücksfall.

Unsere Heimat ist gekennzeichnet durch viele wissenschaftliche, kulturelle und wirtschaftliche Zentren. Diese Vielfalt ist das Ergebnis einer Geschichte, in der kleinere Staaten miteinander konkurrierten, wer die stärkste Anziehungskraft auf Künstler, Forscher und Handelstreibende ausübt. Der Föderalismus des Grundgesetzes mit starken Ländern, mit starken regionalen Identitäten, ist ein einzigartiges Erbe.

Ich muss gestehen: So richtig bewusst geworden ist mir das erst, seit ich als Landtagspräsidentin im ganzen Land viel unterwegs bin: Die Menschen in Südbaden sind anders als in Franken, die Menschen in der Kurpfalz anders als auf der Ostalb. Manchmal reichen wenige Kilometer Luftlinie für das Gefühl, in einer anderen Lebenswelt zu sein.

Ich möchte auch das an einem Beispiel festmachen: Letztes Jahr nahm ich am Blutritt in Weingarten als Ehrengast teil. Tausende Reiter und Musiker ziehen dabei durch die Stadt und empfangen den Segen einer Reliquie, die das Blut Jesu Christi enthalten soll. Ein barockes, sehr oberschwäbisches Erlebnis. Es war nicht nur ein Ereignis für gläubige Katholiken. Nein, die ganze Stadtgesellschaft kam zusammen. Für mich war der Blutritt eine ganz neue Erfahrung.

Und nicht nur für mich: Weingarten gehört zur Diözese von Bischof Dr. Fürst. Bischof Dr. Fürst ist jedoch kein Oberschwabe, sondern hat seine Wurzeln nahe der Landeshauptstadt. Als er zum ersten Mal zum Blutritt anreiste, ließ er sich zitieren: „In Stuttgart wäre so etwas nicht möglich“. Als Kind der nüchternen Diaspora war ihm dieses pompöse Schauspiel erst einmal fremd. Er hatte allerdings das Glück, dass der Lokal-Reporter seine Bemerkung als Kompliment auffasste.

Meine Damen und Herren, dass selbst ein katholischer Bischof mit Staunen auf eine katholische Tradition wie den Blutritt schaut, sagt viel über die Vielfalt unseres Landes. Diese Vielfalt ist der rote Faden unserer Geschichte. Wenn wir heute fragen, was eigentlich spezifisch deutsch ist, dann ist es genau dieses Verständnis von Vielfalt. Machen wir also das Streben nach gelingender Vielfalt zum Leitfaden von Politik und gesellschaftlicher Debatte. Rücken wir die Werteordnung des Grundgesetzes als Leitidee ins Zentrum dieser Debatten. Schaffen und ermöglichen wir Begegnungen unterschiedlicher Menschen mit unterschiedlichen Geschichten und

Traditionen. Setzen wir so einen Rahmen, in dem Heimat in Vielfalt im Dialog immer wieder neu ausgehandelt wird. Und fangen wir gerne heute damit an.

Ich freue mich auf das Podiumsgespräch und die Begegnung mit Ihnen.

Vielen Dank.